

**BRUNO E.
WERNER**

Roman

**DIE
GALEERE**

Subkamp

suhrkamp taschenbuch 4929

1949, vier Jahre nach dem Zusammenbruch des »Dritten Reichs«, erschien im Suhrkamp Verlag, vorm. S. Fischer Verlag, ein Roman, der seiner Zeit so weit voraus war, daß es des Abstands bedurfte für ein angemessenes Verständnis. Der Begleittext zur Erstausgabe verspricht zu Recht einen Bericht, in dessen Mittelpunkt »ein Mann der deutschen Intelligenzschicht«, genauer: ein Zeitungsredakteur steht. Der dokumentiert, wie sich dieses Milieu – dazu zählen Akademiker wie Künstler, Romanciers und Chefredakteure – nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten duckt und windet, sich Freiräume schafft und benutzt, um dem guten Leben und der guten Sache weiterhin nachgehen zu können. Unausweichlich steht am Ende die Ohnmacht angesichts der diktatorischen Verhältnisse. Der Bogen, den der Erzähler spannt, reicht vom Tag der Machtergreifung über die Bombardierung Berlins und Dresdens bis zur Kapitulation: emotionslos, und gerade deshalb bewegend, in einem Ausmaß, das bei den Zeitgenossen zu viele zwiespältige und belastende Erinnerungen heraufzubeschwören drohte. In der Ankündigung heißt es deshalb zu Recht: »Viele Leser werden dieses Buch wie ihren eigenen Roman lesen.« 70 Jahre nach Erscheinen sind die heutigen Leser dazu bereit und in der Lage.

Bruno E. Werner

DIE GALEERE

Roman

Mit einem Nachwort von

Hellmut Freund

Suhrkamp

Die vorliegende Fassung ist eine Neubearbeitung der ursprünglichen Ausgabe von 1949, geschrieben 1943-1947 in Berlin, Diessen, Grainau, erschienen im Suhrkamp Verlag, vorm. S. Fischer, und entstand 1957 und 1958 in Washington. Sie ist zuerst erschienen 1958 bei G. B. Fischer & Co., Verlags- und Vertriebsgesellschaft, Berlin und Frankfurt am Main. Die Nachbemerkung von Hellmut Freund ist zuerst abgedruckt in der Taschenbuchausgabe von 1991.

Erste Auflage dieser Ausgabe 2019

suhrkamp taschenbuch 4929

© 1949, 1958 Suhrkamp Verlag,

vorm. S. Fischer, G. B. Fischer & Co.

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer, Waldbüttelbrunn

Umschlaggestaltung: HermannMichels und Regina Göllner

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46929-3

DIE GALEERE

Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn
aus der Engel Ordnungen? ...

ERSTES KAPITEL

Der Erzengel stand vor dem Herrn, und sein Schwert, das soeben noch geröthet gewesen war, funkelte wieder blank im Strahl des ewigen Lichts. Da winkte Gott, und aus der Reihe der himmlischen Heerscharen traten die Engel Metos und Seragul. Metos war der lächelnde und trug eine goldene Maske in der Hand, Seragul aber hatte schwarze Locken, und das Glas mit den Stürmen und eine Trommel waren ihm anvertraut. Da winkte Gott der Herr zum zweiten Male, und Metos verneigte sich und machte sich auf den Weg.

Daß der Chefredakteur am Abend eine Konferenz abhielt, zu der sich alle versammelten, war im ›Berliner Journal‹ nicht üblich. Man hatte sich daher auch nicht wie allmorgendlich im Konferenzraum, sondern in Klingelhöfers Arbeitszimmer getroffen, wo in einer Wolke von Tabakrauch die Redakteure herumsaßen und an den Wänden lehnten, während Klingelhöfer ernster als sonst, das heißt ohne seinen üblichen ironischen Unterton, einen Überblick über die politische Lage gab.

Der Reichspräsident von Hindenburg hatte nun doch Adolf Hitler mit der Bildung eines Kabinetts beauftragt. Das mußte heute in den Mittagsstunden geschehen sein, und Klingelhöfer, der bisher den Standpunkt vertreten hatte, man müsse den Nationalsozialisten eine Chance geben und einige von ihnen in das Kabinett aufnehmen – wobei er mit seiner überlegenen Offenheit hinzuzufügen pflegte, auf diese Weise könnten ihre politischen Theorien am sichersten durch die Wirklichkeit ad absurdum geführt werden –, machte einen sichtlich deprimierten Eindruck. Mit seinem dunklen, in der Mitte gescheitelten Haar, den scharfgeschnittenen Gesichtszügen, seinen großen braunen, sonst so temperamentvollen Augen, lehnte er etwas müde im Schreibtischsessel und meinte abschließend in seinem weichen österreichischen Sprachklang, der zu seiner zähen Energie stets einen Kontrast von eigenartigem Reiz ergab, daß er heute, am 30. Januar 1933, wo ein Fackelzug am Abend die allgemeine Begeisterung bekunden werde, zunächst auf einen Kommentar, auf eine persönliche Stellungnahme verzichte. »Also, Servus, meine Herren«, winkte er schließlich lächelnd mit der Hand, während sich das Zimmer leerte. Georg wollte als letzter mit Craemer, dem

stellvertretenden Chefredakteur, das Zimmer verlassen, als Klingelhöfer mit einem Ruck aufstand und die Tür vor den beiden schloß. »Was für ein Affentheater«, rief er, sichtlich dankbar, seinen zurückgehaltenen Empfindungen Luft machen zu können, »dieser hysterische Anstreicher, der von Tuten und Blasen keine Ahnung hat, als Reichskanzler! Das Ausland wird Augen machen, wenn er nun seine Biersaalreden vor dem Weltforum hält.«

»Ich hatte schon vorhin Bedenken, Sie würden solche charmanten Feststellungen vor der Redaktionskonferenz machen«, sagte Craemer besorgt. »Sie haben«, fügte er hinzu, »in den vergangenen Jahren gegenüber den Redaktionsmitgliedern zwar schon deutlich Ihre Meinung gesagt, aber Sie haben immerhin in Ihren Sonntagsartikeln vom Recht der Nazis gesprochen, sich an der Regierung zu beteiligen. Bei einem faschistischen Reichskanzler scheint es mir aber nicht unbedenklich, nun hinter sich die Schiffe zu verbrennen, indem man ihn vor der ganzen Konferenz für einen blödsinnigen Malergesellen erklärt.«

Franz Klingelhöfer legte in gespielter Verzweiflung die Stirn in Falten: »Ah, der Craemer hat wieder seine Bedenken. Mein lieber Freund, die Situation ist viel trostloser, als Ihr ahnt. Ich habe vorhin mit dem Vertreter des Reichswehrministers gesprochen, der über den neuen Chef kaum anders denkt. Wissen Sie, was der sagt? Er sagte: ›Jetzt bekommen wir unser ganzes Budget bewilligt«, und dabei rieb er sich die Hände ... Das heißt auf französisch ›après moi le déluge«, auf deutsch: Wenn wir nur unseren eigenen Laden in Ordnung bringen und ausbauen können, dann ist uns alles andere wurscht. – Das Ganze nennt man ›Kabinett der nationalen Konzentration!«

In der Feuilletonredaktion wurde Georg von schallendem

Gelächter empfangen. Alle waren in seinem Zimmer versammelt, und das Gespräch bewegte sich sichtlich um die Person des neuen Reichskanzlers. Flaschenberg zog mit dem Rotstift gerade den letzten Strich eines Hakenkreuzes auf der weißen Wand. Duprès, der Musikkritiker, saß auf dem Fensterbrett vor den schmutzigen Gardinen, hielt den Kopf zurück, öffnete den Mund röhrenförmig, wobei er sich das Ende eines Kammes wie ein Bärtchen vor die gespannte Oberlippe hielt, und empfing Georg mit einem dreimaligen bellenden Wau-Wau-Wau. Wachsmann, der das Morgenblatt umbrochen hatte und noch die Mappe mit den nassen Druckfahnen in der Hand hielt, versuchte, Duprès mit einer der grünen Pendellampen anzustrahlen, und forderte ihn auf, seine hochstehenden Haare als Hitlerlocke in die Stirn zu bürsten. Aber Duprès sprang vom Fensterbrett, fuhr sich mit dem Kamm über seinen graumelierten Kopf und zupfte seine Krawatte zurecht. »Was soll denn nun eigentlich werden? Den Fackelzug bereits in der Overtüre, da muß man ja im letzten Akt die ganzen Kulissen anzünden, damit das Publikum sich nicht langweilt.«

»Ich weiß es nicht«, sagte Georg, »jedenfalls werden die neuen Herren im Porzellanladen herumtrampeln.«

»Pourvu que cela dure«, brummte Flaschenberg behaglich, wobei er das linke Schreibtischfach öffnete und eine Flasche Patzenhofer und ein Glas hervorholte.

»Wenn das so weitergeht, können wir binnen kurzem wieder die Wacht am Rhein singen«, meinte Duprès, der sich an den Tisch gesetzt hatte und die schmalen Hände mit den langen Fingern ausgestreckt zusammenlegte.

»Nein«, sagte Georg, »Irrtum! Das Horst-Wessel-Lied, und das ist schlimmer.«

Wachsmann bewegte die grüne Pendellampe mit dem Fin-

ger, so daß sie quer über den beiden Schreibtischen schwang: »Glauben Sie wirklich, daß Hitler einen Krieg provoziert? Da sollte man doch ...«

Er wurde von Amanda unterbrochen, die freudig erhitzt von draußen kam. »Ich habe mich verspätet, entschuldigen Sie. Sie haben mich hoffentlich nicht gebraucht?« rief sie atemlos, den mit einer langen Nadel befestigten Hut abnehmend, sie zupfte ihre schwarzen, in kleine Locken geringelten Haare zurecht und strahlte die Versammelten mit vor Entzücken geröteten Backen an: »Nein, Sie ahnen gar nicht, wie es in der Stadt aussieht. Diese Einmütigkeit und Begeisterung. Es ist wie am 7. August 1914!«

Amanda war als Tochter eines höheren Beamten, der 1919 starb und eine mehrköpfige Familie mit kleiner Pension hinterließ, im Saargebiet geboren. Die französische Besetzung nach dem Weltkrieg hatte ihrem patriotischen Herzen neuen Brennstoff zugeführt, so daß sie dankbar jeden Anlaß zur nationalen Begeisterung aufgriff. Die Nationalsozialisten als Männer der Straße waren ihr denkbar unsympathisch gewesen. Aber daß nun ihr hochverehrter Generalfeldmarschall von Hindenburg deren Führer mit dem höchsten Amt betraut hatte, daß Grafen und Freiherren auf der neuen Ministerliste vertreten waren, das hatte bei ihr doch einen Umschwung der Stimmung bewirkt. Duprès hatte einmal bemerkt, daß bei klingendem Spiel und bei klingendem Namen Amandas patriotisches Herz wie eine Stimmgabel in Schwingung gerate.

»Nicht wahr, Doktor ...«, rief sie Georg zu und trat mit ihrem schwarzen Wuschelkopf, ihren runden Apfelbacken und glänzenden Augen vor ihn hin, »wir machen heut nicht' lange Dienst? Es findet ein Fackelzug statt. Unter den Linden ist bereits alles schwarz von Menschen ...«

»Feierabend!« rief Flaschenberg und schlug mit dem Line-

al auf den Tisch. »Amanda wird heute die braunen weiblichen Hemden durch die Wilhelmstraße führen.« –

Dann war Heinrich erschienen. Er trug einen hellen Kamelhaarmantel und drehte einen Stock aus silbergrauer Naturesche in der Hand: »Wollte doch einmal hören, was die Auguren sagen und welche politische Meinung ich fortan haben muß«, meinte er mit breitgezogenen Lippen, während seine Augen eine chinesische Schrägstellung annahmen.

»Da hast du dich in der Etage getäuscht«, antwortete Georg, »die Herren der Politik sitzen im ersten Stock.«

»Nein, im Ernst, die Leute umarmen sich auf der Straße, man weiß nicht, ob der Carneval von Nizza im Anmarsch ist oder der Sturm auf die Bastille. Dabei ist der Mann doch furchtbar komisch.«

Dr. Heinrich Jagemann, der jüngste Sohn eines früh verstorbenen sächsischen Beamten, hatte als Junge kein leichtes Leben gehabt. Durch Nachhilfestunden an Mitschüler, Stipendien und Strebsamkeit – später bemerkte er zu Georg, er habe in seiner Jugend die ihm zur Verfügung stehende Ehrgeiz-Substanz aufgebraucht – hatte er sein Abitur auf der Fürstenschule in Meißen gemacht, war 1914 als Freiwilliger in den Weltkrieg gezogen und als Offizier mit breiter Ordensschnalle wieder heimgekehrt. Sein Glück, das mit dem Willen eng verbunden war, dem Leben nur die besten Seiten abzugewinnen und statt der Nacht- und Schatteneigenschaften der menschlichen Existenz sich an die Komik der Oberfläche zu halten, hatte Heinrich auch nicht nach dem Ersten Weltkrieg verlassen, da er als Werkstudent und Kumpel in Gruben, als Hauslehrer, Nachtwächter und Vertreter einer kleinen Bleistiftfabrik sein medizinisches Studium selbst verdienen mußte. Dabei hatte er als Gast an vielen fremden Tischen eine souveräne Unterhaltungsgabe entwickelt. Er pflegte oft von seinem

Schallplattenreservoir zu sprechen, man brauche gelegentlich in der Kiste gar nicht zu suchen, weil bei harmlosen Zuhörern auch eine alte, schon dutzendmal gespielte Platte ihre Dienste tue. Nachdem er sein Studium und sein praktisches Jahr als Arzt zum Abschluß gebracht hatte, bemerkte er, daß ihn der Beruf eines Mediziners kaum noch fesselte. So war Heinrich als Schiffsarzt gereist und hatte phänomenologische Vorlesungen gehört, bis er 1931 als Beauftragter einer pharmazeutischen Firma nach Schanghai fuhr, um sich »aus einem immer widerwärtigeren und sichtlich absterbenden Europa endgültig dorthin zu begeben, wo weise Menschen leben und wo der Europäer noch etwas vom Glanz einer Vergangenheit umgeben wird, die eigentlich längst tot ist«. Georg hatte seinerzeit mit ihm gewettet, daß er nur zwölf Monate aushalten würde. Aber es waren achtzehn geworden, und Heinrich war stolz, seine Wette gewonnen zu haben.

Flaschenberg holte aus dem Schreibtisch zwei weitere Bierflaschen. Er lächelte gemütlich hinter seinen beschlagenen dicken Brillengläsern, leerte sein Glas und wischte sich mit dem Handrücken die Lippen, so daß sich Duprès abwandte. »Wollen Sie auch einen Schluck, Doktor?« fragte er Heinrich und schob ihm das gefüllte Glas zu.

»Also, Prosit«, sagte Heinrich und leerte es auf einen Zug. »Wie lange wird denn dieser Unsinn dauern?«

»Drei Monate«, meinte Flaschenberg vergnügt, »in drei Monaten ist der Spuk zu Ende. Sie brauchen sich bloß das Parteiprogramm anzusehen.«

»Meine Herren«, sagte Heinrich und versuchte, seinen Stock auf dem Handteller zu balancieren, »den nächsten Reichskanzler bestimmen wir. Ich schlage Charlie Chaplin vor.«

»Das Bärtchen hätten wir bereits«, bemerkte Duprès. Es setzte von neuem langes Gelächter ein. Amanda drehte ihren

Wuschelkopf entrüstet hin und her: »Ach, Sie sind schrecklich. Es ist schon richtig«, kicherte sie, »wenn immer gesagt wird, es gebe einen zersetzenden Geist, der alles lächerlich macht.«

»Es lebe der SA-Führer Amanda«, rief Flaschenberg und schwang eine Bierflasche in der Luft.

Aber Amanda war böse und den Tränen nahe: »Sie selber haben immer gesagt, daß dieser Parteienbetrieb bei uns widerwärtig sei, daß es traurig sei, daß dieses Volk kein gesundes Selbstbewußtsein habe. Und nun, da ein Mann kommt, der alle zusammenfaßt, machen Sie Ihre Witze. Das müssen Sie doch selber sagen«, wandte sie sich hilfeschend an Georg, »das waren doch andere Zeiten, Dr. Forster, als wir noch unser Heer hatten, als ein Offizier noch etwas galt – als es noch Ehrbegriffe und gute Erziehung gab ...«

»Und die Hofbälle«, feixte Flaschenberg.

Aber Amanda hatte die Tränen heruntergeschluckt. Sie war jetzt ernsthaft böse, und Georg befürchtete, daß sie nun einen Ausfall gegen Flaschenbergs Bierkonsum machen würde. »Nein«, rief sie, »Sie wissen genau, was ich meine. Das Volk wird jetzt wieder zusammengehalten. Einigkeit und Recht und Freiheit, ja, lachen Sie mich ruhig aus! Nein, ich liebe Deutschland zu sehr, als daß ich still zuhören könnte, wenn alles in den Schmutz gezogen wird.«

Georg klopfte Amanda begütigend auf die Schulter: »Ich fürchte, Flaschenberg, Sie täuschen sich. Wenn die Leute die Steuer in der Hand haben, lassen sie es freiwillig nicht so leicht los. Vielleicht wird es mit an uns liegen, ob in Zukunft nur Rowdies das große Wort schwingen. Wir alle haben die ganzen Jahre immer in Opposition gestanden und wundern uns nun über den Effekt. Mit dem deutschnationalen Tschingtra der Schlotbarone und anderer Herrenmenschen geht es ge-

rade so wenig wie mit den ideenlosen Kleinbürgerrezepten der deutschen Linken. Die Nazis haben immerhin Elan. Sie haben Anhänger in allen Bevölkerungsschichten. Vielleicht gelingt es, die richtigen Leute nach vorn zu bringen.«

»Der Meister hat gesprochen«, sagte Duprès, »aber die ganze Sache riecht bedenklich nach Pulver.«

»Das müßte mit dem Teufel zugehen, wenn man dieses Volk dazu brächte, noch einmal Krieg zu führen«, meinte Georg und empfand, wie sehr Duprès mit seiner Bemerkung ins Schwarze getroffen hatte. Es ist eine üble Geschichte, dachte er. Wenn der Reichskanzler so weiterbrüllt wie bisher der Parteiführer, dann werden die Franzosen und vermutlich auch die Engländer sich die Sache nicht lange ansehen.

Amanda, die ins Nebenzimmer gegangen war, um sich zu pudern, kam mit einem großen Pappteller voll Windbeuteln zurück. »Ein prächtiges Kind«, sagte Duprès und biß in das angebotene Gebäck, während Flaschenberg rief: »Gut, gut, und braun sind sie auch!« Heinrich hatte den Teller behalten, tauchte das dicke Ende des Federhalters in die Tinte und fing an, auf den Papierdeckel Buchstaben zu malen. Flaschenberg versuchte, ihn zu einer Bierwette zu bewegen, daß in spätestens drei Monaten eine neue Regierung da wäre, während Wachsmann Georg beiseite nahm und ihn fragte, ob er wirklich glaube, daß sich Hitler und seine Partei halten würden.

»Ich bin überzeugt«, sagte Georg, »dieser Mann wird sich mit seiner Zähigkeit, Energie und vor allem seinen – nun, sagen wir – höchst modernen Methoden an der Macht halten, und wir werden in irgendeiner Form mitwirken müssen, damit es nicht zu Pogromen oder gar zum Kriege kommt.«

Wachsmann, mit seiner dunklen Hornbrille, dem leicht gelockten Haar und der geschwollenen Stirnader des Cholericus, war bis vor kurzem Mitglied der Sozialdemokratischen

Partei gewesen. Er wurde von den anderen öfters aufgezo- gen, er sei nur ausgetreten, weil er nicht Feuilletonchef des ›Vorwärts‹ geworden sei, eine Bemerkung, die ihn einmal in sol- che Wut versetzt hatte, daß er Flaschenberg Ohrfeigen anbot. Er las viel und wahllos, bearbeitete gewissenhaft die kleinen Notizen und die Rätsecke, vertrug sich aber wegen seiner hochfahrenden Nervosität und Pedanterie schlecht mit den Metteuren, die ihn »die Rätseltante« nannten. Von Klingelhö- fer wurde der untersetzte, ehrgeizige, fast immer etwas schwit- zende Mann so über die Achsel angesehen, daß er ihn zweimal auf Grund des allgemeinen Sparprogramms entlassen wollte. Wachsmann war damals in höchster Aufregung und fast den Tränen nahe in Georgs Wohnung gewesen, und Georgs dar- auf folgendes Gespräch mit Klingelhöfer beendete dieser mit der Bemerkung: »Also, meinerwegen, behalten Sie Ihre Rät- seltante.«

»Glauben Sie«, fragte Wachsmann, »daß ich als ehemaliges Mitglied der SPD Schwierigkeiten haben werde? Hitler hat ja in manchen Dingen recht. Man fragte sich selber zuweilen, wie lange noch die Juden allein an der Futterkrippe sitzen sol- len.« Georg wollte antworten, wurde aber von einem neuen schallenden Gelächter an den Schreibtischen unterbrochen. Dort fingen Flaschenberg, Heinrich Jagemann und Duprès an zu singen »Wenn die Soldaten durch die Stadt marschie- ren ...«, wobei auch Amanda lachend einstimmte, während Heinrich den beschriebenen Pappteller mit Reißzwecken an die Wand heftete.

Heinrich zeigte mit einem Stock wie ein Jahrmarktsausru- fer auf das Plakat: »Ich habe, als ich kam, gehofft, von euch etwas Gescheites und Amüsantes zu hören, denn gescheite Dinge sind immer amüsant. Dagegen fangt ihr an, ganz mie- sepetrige Tiraden über die politische Lage zu halten. Soll das